

VON KALTEN FISCHEN UND HERZIGEN KÄLBERN – NARRATIVE KONSTRUKTIONEN UND SUBJEKTIVE BEGRÜNDUNGSMUSTER BEIM KONSUM VON TIEREN

Anisa Schlichtling

Mein Beitrag beschäftigt sich mit narrativen Konstruktionen und subjektiven Begründungsmustern beim und für den Konsum von Tieren. Die Inspiration zu diesem Thema und damit den Ausgangspunkt für meine Forschung fand ich im Buch „Tiere Essen“ von Jonathan Safran Foer aus dem Jahr 2010. Bei diesem Buch handelt es sich – wie der Name schon verrät – um eine Abhandlung zum Thema Fleisch und Fleischessen. Foer bettet seinen Versuch sich ergebnisoffen und schonungslos mit der Herkunft, den Produktionsverhältnissen und den ethischen Implikationen von Tierfleisch für den menschlichen Verzehr zu konfrontieren, in eine narrative, autobiographische Darstellung seines eigenen Lebens. Er verbindet also seine Recherchen zu den ökonomischen, gesellschaftlichen und umweltrelevanten Auswirkungen von menschlichem Fleischkonsum mit seiner persönlichen Lebensgeschichte.

NARRATIVE IDENTITÄTEN

Jonathan Safran Foer gestaltet den Einstieg in sein Buch erzählerisch, er berichtet von der Lebensgeschichte seiner Großmutter. Er erzählt ihre Geschichte – ihr Überleben des Holocausts, die Flucht in die Vereinigten Staaten und ihren Triumph über Leben und Tod durch die Gründung einer Familie – indem er ihre Beziehung zum Essen schildert. Er beschreibt wie sie für seinen Bruder und ihn die beste Köchin der Welt war, obwohl sie nur ein Gericht mit nur zwei Zutaten zuzubereiten vermochte.

Er schreibt:

„Ihr Hühnchen mit Möhren gehört vermutlich wirklich zum Köstlichsten, was ich je gegessen habe. Doch das hatte nichts mit der Art der Zubereitung zu tun oder gar damit, wie es schmeckte. Ihr Essen war

Was is(s)t Tirol? Sich zu ernähren zwischen globalem Markt und regionaler Lebensmittelproduktion.

Von kalten Fischen und herzigen Kälbern.

köstlich, weil wir glaubten, dass es köstlich war. Wir glaubten glühender an die Kochkünste unserer Großmutter als an Gott. Ihr kulinarisches Können war eine unserer frühesten Geschichten (...) Wir hielten an diesen Geschichten fest und brauchten sie, um uns zu definieren. Wir waren eine Familie, die sich Kämpfe mit Bedacht aussuchte, die sich mit Geschick aus der Klemme zog und die das Essen ihrer Matriarchin liebte.“

Er unterstreicht an dieser Stelle die Verknüpfung von Essen, Narration und Identität und bedient sich des psychologisch-soziolinguistischen Konzeptes der *Narrativen Identität*. Es besagt, dass sich der Mensch als sinnstiftendes Wesen angesichts einer überkomplexen Welt im Prozess des Erzählens selbst erschaffe; dass er sich in seinen Narrationen Kohärenz und einen subjektiven Sinn in Bezug auf die eigene Person konstruiert. Das Subjekt erzählt sich gewissermaßen selbst, als Teil seiner performativen Selbstinszenierung und als Ausdruck seiner selbst. Um verstanden zu werden, muss sich das Subjekt aber immer auch soziokulturell vorgegebener Skripte bedienen, die eine gemeinsame, überindividuelle Sinnstruktur schaffen.

Diese vorgegebenen Skripte oder auch gesellschaftlichen Narrative liegen dem Individuum als Begründungsmuster vor, es erlernt sie während der Sozialisation und wiederholt sie beständig. Auch der Konsum von Tierfleisch oder der Verzicht darauf sind identitäre Praxen und als solche bedürfen sie der narrativen Einbettung. Es gibt also soziokulturell geprägte, aber individuell wiederholte Narrationen, die den Konsum von Tierfleisch rechtfertigen.

Dazu schreibt Foer:

„Es gibt Tausende von Nahrungsmitteln auf dem Planeten, und zu erklären, warum wir nur eine relativ kleine Auswahl essen, bedarf einiger Worte. Wir müssen erklären, dass die Petersilie auf dem Teller der Dekoration dient, dass man Pasta nicht zum Frühstück isst, warum wir Flügel Essen, aber keine Augen, Rinder, aber keine Hunde. Geschichten erzählen uns etwas, und Geschichten legen Regeln fest.“

Das war also die Perspektive, mit der ich an mein Datenmaterial herantreten wollte.

MATERIAL

Es war mir besonders wichtig, eine werturteilsfreie Haltung zu dem Thema und zu meinen Interviewpartner*innen einzunehmen. Diesem Anspruch wollte ich durch eine neutrale Sprache gerecht werden, letztlich war mir das aber wohl nicht möglich. Denn trotz meiner Bemühungen schienen eine unausgesprochene Angst vor Bewertung und

Rechtfertigungsnarrative mitzuschwingen, die eventuell nicht nur durch meine Wortwahl, sondern auch durch die Fragestellung selbst evoziert wurden. Sowohl bei der Erstellung des Leitfadens, als auch bei der Führung und Auswertung der Interviews wurde mir bewusst, dass das Sprechen über das Essen von Tieren unbehaglich geworden war.

Insgesamt habe ich drei Interviews geführt. Meine Interviewpartner*innen waren alle aus dem studentischen Milieu und wiesen in Bezug auf das Thema Tierethik eine grundlegende Aufklärung und Sensibilität auf. Zu beobachten war außerdem gesteigertes Verantwortungsbewusstsein im Hinblick auf den eigenen Konsum, das Bewusstsein um die Unterstützung herrschender Produktionsverhältnisse durch das eigene Konsumverhalten, ein ausgeprägtes Gesundheits- und Umweltbewusstsein sowie eine hohe Naturverbundenheit.

SELBSTPOSITIONIERUNGEN

Ich fragte meine Interviewpartner*innen zunächst nach ihrer eigenen Positionierung zum Thema Fleischkonsum und mit welchen Widersprüchen sie sich dabei konfrontiert sehen.

Meine erste Interviewpartnerin bezeichnete sich selbst als „Teilzeit-Vegetarierin“. In dieser Bezeichnung stecken einige interessante Implikationen. Zum einen ihre Positionierung zu einer etablierten Kategorie des Tierkonsums, dem Vegetarismus, jedoch in einer abgeschwächten Version. In der Ergänzung der Kategorie durch das Wort „Teilzeit“ glaube ich einen Hinweis zu erkennen, wie restriktiv die etablierten Kategorien wahrgenommen werden. Meine Interviewpartnerin gab an, dass sie seit einigen Monaten kein Fleisch mehr essen würde, jedoch Fisch weiterhin konsumiere. Sie bewege sich in der Transition von einer Fleischesserin zur Veganerin, die ihrer Meinung nach schrittweise zu erfolgen habe, um sich an die neue Ernährungsweise gewöhnen zu können und nicht „der Angst vor dem Verhungern“ zu verfallen. Aus diesem Grund erlaube sie sich noch den Konsum von einigen tierischen Produkten. Jedoch sei der Übergang zum Veganismus eine „logische Konsequenz“ aus ihrer Auseinandersetzung mit tierethischen Positionen, die auch zum Vegetarismus geführt habe. Nach der Einteilung des herkömmlichen Kategoriensystems zum Konsum von Tieren würde diese Interviewpartnerin somit dem Ernährungsstil des Pescetarismus entsprechen. Obwohl ihr diese Bezeichnung bekannt ist, wählt sie bewusst eine andere. Dies impliziert, dass ihre Selbstpositionierung von Überzeugungen überlagert wird, die unter der Bezeichnung Pescetarismus verschleiert bleiben würden.

Als Grundlage für ihre Positionierung gab die Interviewpartnerin einerseits ihre universitäre Auseinandersetzung mit den Human-Animal Studies an, die ihre Ansicht grundlegend verändert habe. Andererseits sei ihr persönliches Umfeld, in dem einige „passionierte Veganer“ vertreten seien, eine Inspiration für den Wandel ihres Ernährungsstils gewesen. Hier ist die Gegenüberstellung der beiden gewählten Bezeichnungen „Teilzeit“ und „passioniert“, um die verschiedenen Positionierungen zu beschreiben, interessant. Während der Vegetarismus als eine bequeme Position mit wenig Commitment und mehr Freiheit dargestellt wird, wird der Veganismus als eine bewundernswerte Leidenschaft und Tugend aufgewertet.

Meine zweite Interviewpartnerin beantwortete meine Frage nach ihrer persönlichen Position zum Konsum von Tieren damit, dass sie „ganz normal Fleischesserin“ sei. Erst bei der Auswertung des Interviews fiel mir auf, dass sie mit der Verwendung des Wortes „normal“ implizierte – und ich das unhinterfragt angenommen hatte – dass der Verzehr von Tierfleisch die gängige Art der Ernährung sei. Sie betonte jedoch – schob es fast wie eine Rechtfertigung hinterher – dass sie Fleisch nur in reduzierter Form konsumiere und dabei auf gute Qualität achte. Dabei nannte sie die Labels „bio“, „regional“ und „vom Metzger“, die ich ebenfalls nicht weiter hinterfragte, weil wir uns auf einer Verständigungsebene zu bewegen schienen. Welche spezifischen Zuschreibungen die Kategorien „bio“ und „regional“ besonders in jüngster Zeit erfahren haben, um das Bedürfnis nach ethisch korrektem und gesundheitlich unbedenklichem Konsum zu stillen und was sich eigentlich hinter diesen Bezeichnungen verbergen kann, entnahm ich der Literatur. Damit sensibilisierte ich mich dafür, bei der Auswertung des Materials diese Begriffe nicht einfach zu übernehmen, sondern das Verständnis der Sprecherin genauer zu hinterfragen. Dabei wurde ersichtlich, dass sie zwischen diesen Gütekategorien kaum unterschied, ganz so, als ob sie dieselben Kriterien garantierten. So war etwa Fleisch vom Metzger ihrem Verständnis nach selbstverständlich biologisch und regional produziert – somit also qualitativ und ethisch besser, als die derart gekennzeichneten Produkte vom Supermarkt. An einigen Stellen des Interviews reflektierte sie jedoch die Verwendung der Labels und revidierte ihre Ansichten.

Mit ihren Präferenzen beim Konsum von Tierfleisch ließe sich diese Interviewpartnerin in die recht neue und populäre Ernährungsform des *Flexitarismus* einteilen. Ausschlaggebend für ihren Ernährungsstil sei vor allem der gesundheitliche Aspekt sowie der Geschmack von Nahrungsmitteln.

Der dritte Interviewpartner gab ebenfalls an, „Fleisesser“ zu sein und auf einen reduzierten und qualitativ hochwertigen Konsum von Tierfleisch zu achten. Seine Ernährung habe er während seines Studiums umgestellt, als er angeregt von einer Vorlesung zur Ernährungsphysiologie sowie von Diskussionen im Freundeskreis seinen Konsum reflektiert und ein neues Gesundheits- und Umweltbewusstsein ausgebildet habe. Dabei sei jedoch auch der sozioökonomische Status als Student dahingehend ausschlaggebend, dass er sich aufgrund mangelnder finanzieller und zeitlicher Ressourcen den bevorzugten Lebensstil in Bezug auf seinen Konsum nicht leisten könne. So habe er sich etwa teils aus Unwissenheit, teils aus finanzieller Notwendigkeit lange von billigen und qualitativ niederwertigen „Ein-Minuten-Steaks“ aus dem Supermarkt ernährt.

MENSCHEN UND NICHT-MENSCHLICHE TIERE

Meine nächste Frage beschäftigte sich mit der Stellung des Menschen zu den Tieren und die Stellung der Tiere untereinander. Zwei der Interviewpartner*innen traten für eine Gleichstellung aller Lebewesen untereinander ein und für das Recht jedes einzelnen Lebewesens auf ein schönes Leben. Jedoch gaben beide an, dass es einen Widerspruch zwischen ihrer expliziten Einstellung auf der Ebene der Reflexion und der unmittelbaren impliziten Assoziation, ihren „Bilder(n) im Kopf“, gebe. Sie schilderten sehr bildhaft wie es ihnen trotz der egalitären Einstellung leichter fallen würde, einen Fisch als ein „Kalb“ oder ein „Rehlein“ zu töten. Schon sprachlich wurde deutlich, dass der Fisch ein Fisch blieb und mit Attributen wie „kalt“, „glitschig“ und „schuppig“ versehen wurde, während von der Kuh oder dem Reh in der Verniedlichungsform im Zusammenhang mit Eigenschaften wie „lieb“, „herzig“, „nett“ und „flauschig“ gesprochen wurde. Die Interviewpartner*innen stellten selbst zwei Hypothesen zu diesem Phänomen auf. Mit der *Ähnlichkeitshypothese* brachten sie zum Ausdruck, dass man gegenüber Lebewesen, die dem Menschen in seinem Aussehen und der Lebenswelt ähneln, mehr Empathie empfinde. In diesem Zusammenhang wurde auch der „Bambi-Effekt“, der dem psychologischen Konzept des Kindchenschemas entspricht, genannt. Das Kindchenschema dient zur Erklärung, wie kindliche Proportionen und Gesichtszüge von Menschenkindern und Jungtieren als instinktiver Schlüsselreiz zu Fürsorge und zu Brutpflegeverhalten führen.

Die *Kontakthypothese* hingegen stellte den Zugang und die Beziehung zu bestimmten Tieren in den Vordergrund. Dabei wurde besonders die unmittelbare Sichtbarkeit in der eigenen Lebenswelt betont, die bei Fischen – als aquatische Lebewesen – etwa weniger gegeben sei.

Eine Gesprächspartnerin gab an, dass sie von einem hierarchischen Verhältnis zwischen Menschen und Tieren sowie den verschiedenen Tieren untereinander ausgehe. Der Mensch stehe an oberster Stelle, gefolgt von den Wildtieren, die der Mensch respektieren und „in ihrer Natur lassen“ solle. Auf einer ähnlichen Stufe seien die Haustiere anzusiedeln, die sich als soziale Interaktionspartner*innen im Alltag der Menschen durch ihre „therapeutischen Fähigkeiten“ oder als „Heiligtümer“ auszeichnen. Im Vergleich dazu seien Nutztiere als Mittel zum Zweck niedriger anzusiedeln. Es sei der natürliche Kreislauf, dass der Mensch sie ausbeute. Dieses Ungleichmachen und unterschiedliche Bewerten verschiedener Lebewesen entlang der Kategorie ihrer Spezieszugehörigkeit wird in den Human-Animal Studies mit dem Begriff des Speziesismus beschrieben. Das Konzept Speziesismus wurde in Anlehnung an andere Formen von Diskriminierung wie Sexismus und Rassismus entwickelt und zeichnet sich durch eine anthropozentrische Weltanschauung mit einer moralischen Diskriminierung von Geschöpfen aufgrund ihrer Artzugehörigkeit aus, die Tiere (egal welcher Art) als indifferentes Anderes des Menschen darstellt.

Die Speziesgrenzen mitunter überschreitend werden Nutztiere zu ausbeutbaren Produzent*innen von Lebensmitteln und deren Fleisch zum Nahrungsmittel, während Haustiere mit einem anthropomorphisierenden Blick betrachtet werden, sozialen Status erlangen und emotionale Zuwendung und Fürsorge von Menschen genießen. Mit dem spätestens in den Nachkriegsjahren des 20. Jahrhunderts einsetzenden Wandel der Landwirtschaft hin zu intensiver und zentralisierter agrarischer Produktion, wurden Nutztiere in Ställe und in die Unsichtbarkeit der Massentierhaltung verbannt. In der Logik der Kontakthypothese gedacht, bringen Menschen deshalb weniger Sensibilität und Mitgefühl für das Leben und Leiden von Nutztieren auf. Seither sind sie von Marginalisierung und gesellschaftlicher Gleichgültigkeit betroffen und wurden in den hochrationalisierten Produktionsregimen der Lebensmittelindustrie zu organischen Rohstoffen/Rohstofflieferant*innen reduziert. Dies führe nach Brigitta Schmidt-Lauber und Lukasz Nieradzic (2016) zu einer gesellschaftlichen Unsichtbarkeit agrarwirtschaftlicher Tierproduktionen und zu einer Verdrängung der Nutztiere aus dem Alltag. Zur Vermarktung

dieser Produkte bedarf es allerdings visueller und narrativer Ästhetisierungen und Inszenierungen, die das Leben der Nutztiere romantisieren und ihre Tötung euphemisieren. Was auf den von Melanie Joy aufgezeigten grundlegenden „Widerspruch zwischen Tierliebe und Fleischverzehr“ verweist.

VON TIEREN UND PRODUKTEN

Die Unsichtbarkeit der Produktionsverhältnisse für Tierfleisch scheint zunehmend Unbehagen zu bereiten. So wurde in allen drei Interviews das Bedürfnis nach mehr Transparenz in Bezug auf die Produktion von Tierfleisch geäußert. Während die Ästhetisierung der Produkte, die zur Trennung von Tier und Produkt führte, lange begrüßt wurde – und sich beispielsweise auch sprachlich niederschlug: etwa in der englischen Sprache, wenn „pig“ zu „pork“ und „cow“ zu „beef“ wird. Erkannte ich bei meinen Gesprächspartner*innen die Bereitschaft, sich schonungslos mit der Herkunft der tierlichen Produkte zu konfrontieren. Dies zeigte sich zum einen in der Auffassung, dass die ehrlichste Art des Konsums jene sei, bei dem man das Tier mit eigenen Händen getötet habe. Zum anderen zeigt sich dieses Bedürfnis in dem bevorzugten Erwerb von Fleisch direkt bei Metzger*innen oder auf Märkten, wo sich die Sprecher*innen durch den persönlichen Zugang zur Person der Verkäufer*in als Expert*in und Vertrauensperson eine gesichertere Auskunft über die Herkunft und Haltung der Tiere erhofften. Im Gegensatz dazu wurde das Bild unpersönlicher Supermärkte gezeichnet, bei denen nicht nur die Produkte, als massenhaft, billig und qualitativ minderwertig empfunden werden, sondern sogar die Supermarktregale als „grausig“ abgewertet wurden. Die größte Verwerflichkeit liege dabei darin, dass Tiere gelitten haben, um dann als billiges und damit niederwertiges Fleisch in den Supermärkten weggeworfen zu werden. Zum Ausdruck kommen dabei auch die zwei zentralen Emotionen, die sich durch die Beschreibungen meiner Interviewpartner*innen ziehen: Ekel und Schuld.

Eine weitere Auffälligkeit bei den Interviews war auch die unterschiedliche Verwendung des Begriffs „Natur“. Einerseits schienen die Sprecher*innen damit eine räumliche und gedankliche Nähe zum Ausdruck bringen zu wollen, im Sinne eines Hinausgehens in die Natur und eines Umweltbewusstseins, die im Gegensatz zu einer Entfremdung in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft stehe. Andererseits verwendeten sie immer wieder den Begriff des „natürlichen Kreislaufs“ für ein biologistisch-evolutionäres Erklärungsmuster, die gegenwärtige

Was is(s)t Tirol? Sich zu ernähren zwischen globalem Markt und regionaler Lebensmittelproduktion.

Von kalten Fischen und herzigen Kälbern.

Ernährungsstile aufgrund von Verhaltensweisen der evolutionären Vorgänger*innen des heutigen Menschen als Naturzustand behaupten und rechtfertigen.

FAZIT

Zusammenfassend kann aus den Daten abgelesen werden, dass die Narrative zum Konsum von Tieren im Wandel sind, sie werden angesichts gesteigerter tierethischer Sensibilität neu verhandelt. Im untersuchten Milieu lässt sich ein Trend zu mehr Bewusstsein und der Forderung nach Transparenz der Produktionsverhältnisse in der Fleischindustrie sowie eine Vielzahl verschiedener Positionierungen zum Konsum von Tieren erkennen. Interessant für weitere Studien wäre der Vergleich mit Personen aus anderen Milieus.

LITERATURVERZEICHNIS

Melanie Joy: Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus - eine Einführung. 3. Auflage, Münster 2013.

Jonathan Safran Foer: Tiere essen. Köln 2010.

Lukasz Nieradzik, Brigitta Schmidt-Lauber: Tiere nutzen. Ökonomien tierischer Produktion in der Moderne (= Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes Bd. 13, 2016). Innsbruck 2016.

Alexandra Rabensteiner: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 43). Wien 2017.